

Peter Eisenberg (Berlin)

## **Deutsch in den Wissenschaften – Die Universität ist in der Pflicht**

### 1 Geltung und Gebrauch

In seinen Arbeiten zur Wissenschaftssprache Deutsch geht es Jürgen Schiewe primär um den Wandel, der sich im deutschen Sprachgebiet einmal vom Gebrauch des Lateinischen zum Gebrauch des Deutschen vollzogen hat und der sich heute vom Gebrauch des Deutschen zum Gebrauch des Englischen vollzieht. Vom Umfang und der Gewichtung her liegt der Schwerpunkt bei der Ablösung des Lateinischen. Er wird einmal für ‚das Deutsche‘ im Rahmen einer Geschichte der Sprachkritik besprochen, indem ausführlich interne wie externe Bedingungen des Übergangs zur Sprache kommen. Daneben (und es ist tatsächlich ein Nebeneinander und nicht irgendeine Art von Hierarchie zwischen dem Allgemeineren und dem Besonderen) widmet sich Schiewe dem Verhältnis von Latein und Deutsch an den beiden Universitäten, an denen er wesentliche Teile seiner Vita als Hochschullehrer verbracht hat. Die Monographie ‚Sprachwechsel – Funktionswechsel – Austausch der Denkstile‘ von 1996 beschreibt die Verhältnisse an der Universität Freiburg mit dem Ziel, den Sprachwechsel im Zusammenhang mit Veränderungen zu verstehen, die den Status der Wissenschaft selbst betreffen. Für die Universität Greifswald wird das Thema viele Jahre später rein äußerlich unter ähnlicher Perspektive behandelt (Schiewe 2011). Nur sind die Voraussetzungen für seine Abhandlung längst weitgehend geklärt, so dass der Schwerpunkt eher auf den Besonderheiten der universitätsinternen Vorgänge und ihren Wirkungen wie Vergänglichkeiten liegt.

Schon beim Lesen der Arbeit über die Verhältnisse in Freiburg drängt sich die Frage auf, welche Folgerungen für den aktuellen Übergang zum Englischen möglich sind. Gerade der postulierte Zusammenhang zwischen Anforderungen an die Wissenschaft, Funktion der Universität, Veränderung von Denkstilen und Wechsel der Sprache regt dazu an. In Schiewe (2011, 241) heißt es dann:

Vor diesem historischen Hintergrund sei die These formuliert, dass ein solcher Zusammenhang auch heute existiert. Der Wechsel von den Landessprachen zum Englischen geht ebenfalls einher mit einem Austausch der Denkstile [...] und einem Funktionswandel der Universität von der Staatsanstalt zu einem Wirtschaftsunternehmen.

Weiter ausgefaltet ist die Analogie in Schiewe 2009.

Dieser Zusammenhang wird für das Folgende vorausgesetzt und mit Blick auf die Sprache selbst enggeführt: Was dachte man und was denkt man darüber, wie er sich auf die Sprache auswirkt, was er von ihr verlangt, was er ihr zuträgt und nimmt? Für den Übergang zum Englischen werden solche Fragen meistens eher heftig, für den Übergang vom Lateinischen mit eher moderater Aufmerksamkeit diskutiert. Wir stellen sie in den Mittelpunkt unserer kurzen, auf wenige Beispiele beschränkten Überlegungen.

## 2 Latein und Deutsch

Der Tübinger Theologe und Kirchenhistoriker Volker Leppin schreibt zur Gründung zumindest eines bedeutenden Teils der ältesten europäischen Universitäten:

Der Denkraum Universität entstand aus dem Versuch, die frei werdenden Kräfte philosophisch-theologischer Tätigkeit zu bündeln und unter Kontrolle zu bekommen, ja, in den Dienst der Wahrung des rechten Glaubens zu nehmen. (FAZ vom 4. Juni 2014, S. N4)

Die Universität verdankt ihre Lingua franca der Wissenschaft zunächst der Kirche und ihrem internationalen Wirken. Erst nach Lösung aus dieser Bindung konnte der Wechsel vom Lateinischen zu einer der Landessprachen überhaupt thematisiert werden: Emanzipation und Autonomie der Universitäten waren eine der notwendigen Bedingungen. Ob der Wechsel tatsächlich stattfand, hing von der Geltung der Einzelsprache ab:

Englisch, Französisch und schließlich auch Deutsch, deren Geltung als Literatursprachen im 18. Jahrhundert entweder bereits erwiesen war oder noch erwiesen wurde, konnten nun auch für das Gebiet der Wissenschaften fruchtbar gemacht werden. Die Anzahl ihrer Sprecher sowie ihre kulturelle und politische Bedeutung sicherten ihnen einen Vorsprung vor Sprachen kleinerer europäischer Länder, Holland, Schweden, Ungarn, Polen beispielsweise [...]. (Schiewe 1996, 131)

Wie oben erwähnt, wurde der Übergang vom Lateinischen zum Deutschen dann mit veranlasst durch neue Anforderungen an die Universitäten. Schiewe macht sie in erster Linie fest am

Einfluss des absolutistischen Staates, der nun vor allem auch Rechtsgelehrte, Finanz- und Verwaltungsfachleute benötigt. Es entstehen neue Fächer, deren hervorstechendes Kennzeichen ihre praktische Ausrichtung ist: ‚ius publicum‘, Naturrecht, Reichshistorie, Politik, Statistik (Staatenkunde), Kameral- und Polizeywissenschaften“ (2011:34).

Soweit die Universitäten, wie sie den Übergang in größerem Umfang zum Ende des 17. und im 18. Jahrhundert vollzogen. Was die deutsche Sprache betrifft, hatte sich ein Ausbau als Fach- und teilweise Wissenschaftssprache

verstärkt spätestens seit Mitte des 15. Jahrhunderts vollzogen. Peter von Polenz (2000, 99-102) schlägt vor, statt vom Neuhochdeutschen für diese Epoche von ‚Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit‘ zu sprechen, weil eine soziologische Kennzeichnung über das städtische Bürgertum als treibende Kraft mehr Aussagekraft habe als eine regionale Kennzeichnung. Die rasante wirtschaftliche und technische Entwicklung in dieser Zeit führte, nicht zuletzt über eine sich entfaltende Schriftlichkeit, zu neuen Disziplinen wie Ackerbau, Bergbau oder Militärtechnik. Sie hatten an den Universitäten keinen Platz, schon weil ihre Träger des Lateinischen selten mächtig waren. Gleichzeitig vollzog sich eine Erweiterung der Domänen des Neulateinischen. Das Latein der Humanisten blieb bei den klassischen Ausprägungen von Syntax und Wortbildung, erweiterte aber seinen Wortschatz, um den Modernisierungen in Medizin, Biologie, Mechanik, Alchemie und anderen Disziplinen gerecht zu werden.

Eine Erweiterung der Wortschätze war ohne wesentliche Änderungen am System der Wortbildung des Lateinischen möglich. Praktisch erfolgte sie teilweise in Konkurrenz zum Deutschen. Ein Unterschied bestand darin, dass die Regularitäten der Wortbildung des Deutschen sich etwa in Teilbereichen der Komposition und der Bildung von Partikelverben durchaus veränderten. Gleichzeitig blieb das Deutsche auf intensive Entlehnung aus dem Lateinischen angewiesen, bis sich daraus eine produktive Fremdwortbildung ergab, die seit dem späten 18. Jahrhundert den größeren Teil seiner Latinismen lieferte. Sie ist bis heute bestimmend für den Status unserer Latinismen (wie der Gräzismen) und entscheidend mitverantwortlich für die (etwa mit Blick auf das Französische oder Englische) vergleichsweise strukturell durchgängige Trennung von Bildungswortschatz einerseits und Gemeinwortschatz andererseits (Klein 2011; 2011a).

Bezogen auf das geschriebene Deutsch insgesamt war dies – in sehr groben Zügen – die Situation, in der sich das Deutsche anschickte, dem Lateinischen auch an den Universitäten Konkurrenz zu machen. Es ist instruktiv, einen Blick auf Sprachbegriff und Sprachverhalten der Wissenschaftler zu werfen, die Schiwe besonders am Herzen liegen und denen er hervorragende Verdienste beim Ebnen der „Wege zu einer deutschen Wissenschaftssprache“ (Schiwe 1998, 68-95) zuschreibt: Gottfried Wilhelm Leibniz, Christian Thomasius und Christian Wolff. Wie beurteilen sie den Zustand des Deutschen und wie verwenden sie es selbst in wissenschaftlichen Arbeiten? Beide Fragen sind weitläufig und können hier selbstverständlich lediglich an wenigen Beispielen abgehandelt werden.

## Leibniz

Leibniz' Aufsatz ‚Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache‘ aus dem Jahr 1697 (also drei Jahre vor Gründung der Vorläuferin der Berliner Akademie, der Leibniz vorstand) wurde posthum im Jahre 1717 veröffentlicht (Leibniz 1983). Er gilt gemeinsam mit der ‚Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben (...)‘ aus dem Jahr 1683 (erstmalig 1846 im Druck erschienen) als Meilenstein der Sprachkritik im Allgemeinen und des Plädoyers für Deutsch als Wissenschaftssprache im Besonderen (ausführlich Schiewe 1998, 68-80). Unter den wissenschaftlichen Schriften des Autors sind deutsche Texte selten. Polenz (1994, 55) stellt lakonisch fest „Leibniz selbst publizierte weiterhin auf Latein oder Französisch. Die internationale Universalität der beiden prestigereichen Wissenschaftssprachen war ihm wichtiger.“ Materielle Forderungen zur Verbesserung der Sprache betreffen den Wortschatz und die Grammatik.

Im Wortschatz sieht Leibniz einen Mangel an Wörtern „in den Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann“, namentlich in drei Bereichen. So sei

in der Denkkunst und in der Wesenlehre auch nicht wenig Gutes enthalten, so sich durch alle anderen Wissenschaften ergießt, als: wenn man daselbst handelt von Begrenzung, Einteilung, Schlussform, Ordnung, Grundregeln und ihnen entgegengesetzten falschen Streichen; von der Dinge Gleichheit und Unterschied, Vollkommenheit und Mangel, Ursache und Wirkung, Zeit, Ort und Umständen und sonderlich von der großen Musterrolle aller Dinge unter gewissen Hauptstücken, so man Prädikamente nennt. (Leibniz 1983, 10-11)

Gefordert wird die Vermehrung eines Vokabulars zur Verwendung in den traditionellen, an den Universitäten wie der künftigen Akademie gepflegten Disziplinen. Zuordnen lässt sich dem auch der zweite große Bereich: „Sonderlich aber steckt die größte natürliche Weisheit in der Erkenntnis Gottes, der Seelen und Geister aus dem Licht der Natur [...]“ (ebd., 10), während der Dritte zumindest teilweise wenig unmittelbar mit Wissenschaft zu tun hat oder aber die von Schiewe genannten neuen universitären Disziplinen betrifft (ebd., 10f.):

Am allermeisten aber ist unser Mangel, wie gedacht, bei den Worten zu spüren, die sich auf das Sittenwesen, die Leidenschaften des Gemüts, den gemeinlichen Wandel, die Regierungssachen und allerhand bürgerliche Lebens- und Staatsgeschäfte beziehen [...].

Die Lücken im Wortschatz sind, bei allen Stärken, die dem Deutschen in anderen Domänen bescheinigt werden, doch erheblich und im Einklang mit der Charakterisierung dieser Sprache als einer mit begrenzter Aus-

drucksfähigkeit. Umso wichtiger ist der Hinweis, dies alles sei zwar „dem gemeinen deutschen Mann etwas entlegen“ (ebd., 9), weil der Gelehrte wie der Hofmann sich fremder Sprachen bedienten. Jedoch habe es „den Deutschen nicht am Vermögen, sondern am Willen gefehlt, ihre Sprache durchgehends zu erheben.“ Die Rede ist nicht mehr von der Sprache, sondern ausschließlich von den Sprechern. Leibniz kommt gar nicht auf die Idee, die Möglichkeiten des Deutschen zum Aufbau eines universellen Wortschatzes infrage zu stellen. Seine Kritik richtet sich nicht auf die Sprache, sondern auf den Gebrauch, der von ihr gemacht wird.

Die Grammatik kommt ins Spiel, wo es um Sprachreinigkeit als Voraussetzung für den Glanz einer Sprache geht: „Der andere Teil der Sprachreinigkeit besteht in der Sprachrichtigkeit nach den Regeln der Sprachkunst [...]“ (ebd., 41). Unklar sei jedoch, woher die Regeln im vielfältig gegliederten Sprachgebiet zu nehmen wären. Wien kann es nicht sein, weil Österreich „am Ende Deutschlands“ liege, „wogegen sonst, wenn ein Kaiser mitten im Reich seinen Sitz hätte, die Regel der Sprache besser daher genommen werden könnte“ (ebd., 42). Schlagendes Beispiel für eine grammatische Unzulänglichkeit ist das Genus des Substantivs *Urteil*, das bei den ober-sächsischen Gerichten ein Neutrum, beim Reichskammergericht, dem Reichshofrat usw. ein Femininum sei. Zur Beseitigung solcher Zweifelsfälle sei viel Arbeit erforderlich. Denn

dies würde zu unserm Ruhm gereichen, andern zu den deutschen Büchern Lust bringen und den von etlichen gefassten Wahn benehmen, als ob unsere Sprache der Regeln unfähig und aus dem Gebrauch fast allein erlernt werden müste. (ebd., 43)

Auch in der Grammatik werden dem Deutschen alle Möglichkeiten bescheinigt. Mängel betreffen die explizite, kodifizierte Norm. Andere Aufgaben werden der Grammatik auch gar nicht zugeschrieben. Und festzuhalten ist, dass Leibniz selbst weder im lexikalischen noch im grammatischen Bereich irgendwelche Schwierigkeiten hat, deutsche Texte auf hohem wissenschaftlichen Niveau zu verfassen.

### Thomasius

„Christian Thomasius setzte sich das Ziel, das Deutsche systematisch zu einer wissenschaftsfähigen Sprache auszubilden, [...]“ (Schiewe 1998, 86). Und weil dieses Ziel mit den zeitgemäßen Bemühungen um eine Reformierung der Universität verbunden war, kam es ihm nicht darauf an, „ob die Universitäten und Wissenschaften sich des Deutschen oder Französischen bedienten, wichtig war ihm nur, daß sie das Lateinische aufgaben.“ (ebd., 84). So ist nicht verwunderlich, dass Thomasius in seiner berühmten An-

trittsvorlesung als Leipziger Privatdozent im WS 1687/88 das Thema abhandelt „Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle.“ (Thomasius 1970). Man soll es aus Gründen wie dem folgenden tun (ebd., 12):

Sie [Anm. P.E.: die Franzosen] wissen die Speisen so gut zu praeparieren / daß so wohl der Geschmack als der Magen vergnüget wird. Ihr Haußrath ist reinlich und propre, ihre Sprach anmuthig und liebreizend / und ihre ohnerzwungene ererbte Freyheit ist geschickter sich in die Gemüther der Menschen einzuschleichen als eine affectirte bauerstoltze gravität.

Bei der Frage, „wodurch sie alle Welt ihnen Ehrerbietung zu bezeigen anlocken“, kommt Thomasius (1970, 13) auf Verdeutschungen zu sprechen:

Sie machen viel wesens d'un honnête homme, d'un homme scavant, d'un bel esprit, d'un homme de bon goust, et d'un homme galant, welches alles solche Eigenschafft sind / so wohl verdienen / daß man sie nicht obenhin ansehe / noch vermeine / daß man es trefflich erfunden habe / wenn man nach unserer Redens-Art sagen wollte / sie erforderten zu einem geschickten Menschen / dass er ein *ehrlicher / gelehrter / verständiger / kluger und artiger Kopff sey* / in ansehen die Frantzosen selbst diese Titel nicht allemahl auf gleiche art gebrauchen.

Es folgt eine ausführliche Darlegung von Gebrauchsvarianten der in Rede stehenden französischen Ausdrücke, die deutlich machen, wie weit man mit einer Wort-für-Wort-Übersetzung vom Französischen entfernt bleibt. Thomasius erkennt und formuliert das Problem, mit dem sich Verdeutschung von fremden Wörtern bis heute herumschlagen. Auch ein ganz einfacher Anglizismus wie *soft* wird im Anglizismenindex (Junker 2009) verdeutschert mit *weich, gefühlvoll*. Das bedeutet ja: Dem Fremdwort ist im Deutschen eine Polysemie eigen, die sich mit einem einzigen Wort des Kernwortschatzes nicht gebrauchsunabhängig einfangen lässt. Oder anders gesagt: Jedes Kernwort als Verdeutschung erfasst allenfalls einen Bedeutungsaspekt oder eine Teilbedeutung des Fremdworts, womit bereits die Frage steht, ob das Fremdwort überhaupt überflüssig sein kann. Thomasius ist unbedingt zu folgen, wenn er sagt, in solchen Fällen solle man doch besser keine Verdeutschung vornehmen, sondern beim französischen Ausdruck im sonst deutschen Text bleiben.

Was hier am Beispiel einiger Zitatwörter aus dem Französischen ausgeführt wird, ist auf Fremdwörter zu verallgemeinern, das zeigen schon die beiden wiedergegebenen kurzen Textstücke. Thomasius schreibt Deutsch, etablierte Fremdwörter – zu denen auch Latinismen zu zählen sind – gehören dazu. Eine Verwendung von Latinismen steht nicht im Widerspruch zur Forderung, das Lateinische als Sprache der Wissenschaft aufzugeben. Ein geradezu moderner Standpunkt, wenn man bedenkt, dass etwa im

gegenwärtigen Anglizismendiskurs immer noch viel von Anglizismen als englischen Wörtern die Rede ist.

Es wäre nun reizvoll, das Deutsch des Christian Thomasius in seinen Einzelheiten was Syntax, Morphologie und Graphematik betrifft, zu kommentieren und vielleicht sogar mit dem von Leibniz (das auf den ersten Blick weniger fern vom heutigen Deutsch zu liegen scheint) zu vergleichen. Dazu wäre nicht nur eine umfangreiche Datengrundlage erforderlich, sondern auch ein genaues Eingehen auf die Typographie in einem umfassenden Verständnis des Begriffs (Stöckl 2004). Der Herausgeber von Thomasius' Schriften bemerkt dazu (1970, 187f.): „Die Fraktur wurde durch Antiqua ersetzt. Die barocke Gepflogenheit, alle Bestandteile der romanischen Sprachen in Antiqua herauszuheben, wird folglich nicht repräsentiert.“ Aus unserer Textwiedergabe wird also nicht einmal deutlich, welche Wörter Thomasius als Romanismen ansieht.

Selbst an den kurzen Textausschnitten wird deutlich, wie weit die Syntax ausgebaut ist. Ein Vergleichssatz wie *ihre ererbietige Freyheit ist geschickter sich in die Gemüther der Menschen einzuschleichen als eine affectirte bauerstoltze gravität* mit einer Infinitivgruppe als erstem und einer Nominalgruppe als zweitem Konjunkt ist hochkomprimiert und verlangt ein erhebliches Maß an verbaler Planung. Das gesamte zweite Zitat besteht aus einem einzigen Satz. Nach der Aufzählung am Anfang folgt ein nichtrestriktiver Relativsatz (*welcher ...*), dem ein weiterer (*so ...*) untergeordnet ist, der seinerseits einen Objektsatz enthält (*daß man sie nicht ...*), dem das mit *noch* eingeleitete Konjunkt nebengeordnet und mit weiteren Einbettungen fortgeführt wird. Die Konstruktion ist vollkommen transparent, aber eben nur mit hoher Schriftlichkeitskompetenz produzierbar und rezipierbar. Auch für Thomasius gilt, dass ihm lexikalisch wie grammatisch alles verfügbar ist, was er zum Verfassen von wissenschaftlichen Texten auch hoher Komplexität braucht.

## Wolff

Christian Wolffs ‚Ausführliche Nachricht von seinen eigenen Schriffthen (...)‘ ist 1726, also ungefähr eine Generation nach den bisher erwähnten Texten entstanden. Zitiert wird aus der Ausgabe von 1733 (Wolff 1973).

Ich habe schon oben [...] erinnert, daß ich die Metaphysick in vier Disciplinen eintheile, nemlich in die *Ontologie*, *Psychologie*, *Cosmologie* und *Theologiam naturalem*. Daher hat auch nicht allein Herr *Profess. Thüming* in seinen *Institutionibus Philosophiae Wolfianae* von der Metaphysick vier Theile gemacht und in deren erstem die *Ontologie* oder Grund-Wissenschaft, in dem anderen die *Cosmologie* oder **allgemeine Welt-Lehre**, in dem dritten die *Psychologie* oder **Seelen-Lehre** und endlich in dem vierdten die *Theologiam naturalem* oder natürliche Gottes-Gelahrtheit vorgetragen;

Das Zitat gibt den Anfang des 7. Kapitels wieder, das der Metaphysik gewidmet ist. Zwei Seiten später benennt der Autor seinen wichtigsten eigenen Beitrag zum Thema (Wolff 1973, 219):

Das Vornehmste demnach, was ich in der *Ontologie* gethan, bestehet darin, daß ich deutliche Begriffe davon gesucht, wo man bey den Scholasticis nur undeutliche findet. Und darzu habe ich gebraucht theils den Grund des Widerspruches, den *Aristoteles* in der Metaphysick als einen Grundsatz recommendiret; theils den Satz des zureichenden Grundes, den der Herr von **Leibnitz** in die Metaphysick zuerst eingeführet. Weil die Scholastici den Satz des zureichenden Grundes nicht in Deutlichkeit wie den Grund des Widerspruchs erkandt, und gleichwohl dieser Satz in die meisten Begriffe und Lehren der Grund-Wissenschaft Deutlichkeit bringet; so ist kein Wunder, daß es ihnen an deutlicher Erkänntnis in der Grund-Wissenschaft gefehlet.

Die Texte liegen in der zitierten Ausgabe als photomechanischer Nachdruck vor. Sie sind in Fraktur verfasst (hier als Antiqua wiedergegeben). Kursiv- und Fettdruck wurden beibehalten. Kursive Antiqua des Originals wurde ebenfalls beibehalten, nichtkursive wurde unterstrichen. Man erkennt, dass die Typographie des Autors im Prinzip Regeln folgt, aber dass diese durchaus nicht konsequent befolgt sind (z.B. **Seelen-Lehre** fett, Gottes-Gelahrtheit nicht fett).

Der erste Abschnitt zeigt, wie Begriffe verdeutscht werden. Wolff wählt den schon lange vor ihm und bis heute meist gewählten Weg der Bildung von Komposita, die teils als Lehnübersetzungen anzusehen, teils aber auch freier sind (z.B. *Ontologie* als *Grundwissenschaft*. Für *Metaphysick* findet sich in den Zitaten keine Verdeutschung). Fremdwörter kommen vor (ein Grundsatz wird *recommendiret*), aber kaum bei den Termini, auf die es ankommt. Der zweite Text zeigt, wie Wolff vorgeht, wenn ein Begriff den Anforderungen nicht genügt. Er wird präzisiert und es wird im weiteren Text erläutert, warum ‚zureichender Grund‘ notwendig ist. Im Übrigen wird *Ontologie* neben *Grund-Wissenschaft* verwendet. Ob das begründet geschieht, muss an dieser Stelle offen bleiben.

Klar ist sofort, dass Wolff bei den Verdeutschungen weiter geht als Thomasius und als Terminologie das oben herausgestellte Problem der Bedeutungsvarianten prinzipiell nicht hat, so weit er Begriffe definiert. Dabei greift er aber durchaus nicht konsequent zur Wortbildung, sondern er sieht sich auch im Deutschen nach geeigneten Wörtern um und verwendet sie mit teilweise neuer Bedeutung, gelegentlich im selben Sinn wie Thomasius. Dazu nur ein einzelnes Beispiel von vielen (von Polenz 1994, 362): „feststellen ist noch bis ins 19. Jahrhundert für ‚festlegen, festsetzen‘ (als Entscheidungshandlung) verwendet worden, hat aber bei Wolff schon die heutige Bedeutung ‚als wahrnehmbare Tatsache mit Entschiedenheit aussprechen‘.“



Was das Lateinische betrifft, ist an seine berühmt gewordene Aussage zu erinnern, mit der er eine noch verbreitete Sicht auf den Kopf stellt:

Ich habe gefunden, dass unsere Sprache zu Wissenschaften sich viel besser schickt als die lateinische, und dass man in der reinen deutschen Sprache vortragen kann, was im Lateinischen sehr barbarisch klingt. (Wolff 1973, 27)

Fassen wir mit Schiewe (1998, 86) zusammen:

Was Leibniz theoretisch begründet und Thomasius praktisch ausgeführt hatte, den Wechsel der Wissenschaften von der lateinischen Gelehrtensprache zur deutschen Volkssprache, machte sich Christian Wolff zur akademischen Lebensaufgabe.

Leibniz schrieb ein glänzendes Wissenschaftsdeutsch, blieb im Allgemeinen aber beim Lateinischen oder Französischen, um der Rezeption seiner Arbeiten nicht zu schaden. Thomasius bekämpfte das Lateinische vor allem wegen seiner Bindung an die traditionelle Wissenschaft. Das Deutsche war seiner Meinung nach allen Anforderungen moderner Wissenschaft gewachsen, wobei es sich in den lexikalischen Feinheiten durchaus von anderen Sprachen unterschied. Wolff schließlich hielt das Deutsche für dem Lateinischen überlegen, nur war erforderlich, dass wissenschaftliche Begriffe zumindest in zahlreichen Fällen nicht einfach dem allgemeinen Sprachgebrauch entsprechen konnten, sondern als solche definiert werden mussten. Niemand sprach dem Deutschen, so wie es war, seine Eignung als Wissenschaftssprache ab. „Wie in anderen Bereichen der Sprache waren auch hier die sprachlichen Mittel selbst meist längst vorhanden, ehe sie textsortenspezifisch [...] auffällig wurden.“ (von Polenz 1994, 362). Und ähnlich Schiewe (2009, 118): „Für die Wissenschaften bestand weder ein eingeführter Wortschatz noch gab es ein Textmusterwissen bzw. Konventionen für die Gestalt und Gestaltung wissenschaftlicher Abhandlungen.“ Beides konnte sich selbstverständlich nur im Gebrauch entwickeln. Der Ausbau als Wissenschaftssprache war keine Frage des Systems, sondern eine der Sprachverwendung.

### 3 Deutsch und Englisch

Der Diskurs über Deutsch als Wissenschaftssprache im Verhältnis zum Englischen ist inzwischen so vielschichtig, dass es nützlich ist, einzelne Aspekte in Hinsicht auf Ziele des jeweiligen speziellen Diskurses zu isolieren. Selbst auf die Gefahr eines Vorhalts von Naivität und mangelndem Realismus halten wir an dem Ziel fest, dass etwas für Deutsch als Wissenschaftssprache getan wird. Wo liegen Möglichkeiten und wo liegen sie nicht? Möchte man zur Erörterung dieser Frage beim Vergleich zum Engli-

schen ansetzen, dann bietet sich die konzentrierte Zusammenfassung in Schiewe 2009 an, die explizit auch Vor- und Nachteile der beiden Sprachen in dieser Domäne thematisiert. Wir fassen die Diskussion in drei übergeordnete Gesichtspunkte zusammen.

### Geographische und disziplinäre Reichweite

Die Verwendung des Deutschen als Sprache der Wissenschaft außerhalb des deutschen Sprachgebiets hat dramatisch abgenommen und wird aller Voraussicht nach weiter abnehmen. Das trifft – wie immer wieder betont wird – nicht für alle Disziplinen in derselben Weise zu, es gilt aber jedenfalls für die Wirtschafts-, Natur- und Ingenieurwissenschaften, also dort, wo die Globalisierung der Ökonomie regiert. Schiewe (2009, 120) weist darauf hin, dass sich sogar für die bisher konservative Rechtswissenschaft (die sich seinerzeit ja auch gegen einen Übergang zum Deutschen gewehrt hat) aufgrund zunehmender Europäisierung des Rechtswesens „eine Tendenz zum Englischen feststellen“ lasse.

An einer Tendenz dieser Art lässt sich kaum etwas ändern, und schon gar nicht wird man ihr durch Appelle an eine wie immer geartete Notwendigkeit zur kulturellen Identitätsbildung und -wahrung von Wissenschaftlern und ihren Institutionen entgegenwirken können. Die Frage ist aber, ob eine Regionalisierung des Deutschen als Wissenschaftssprache zwangsläufig mit Verlusten einhergehen muss. Denn immerhin gehört die deutschsprachige Region was die Zahl der Sprecher betrifft zum ersten Dutzend von Sprachen weltweit. Und dasselbe gilt für ihre kulturelle, wissenschaftliche und technische Verfasstheit insgesamt. Man bedenke auch, dass die Blüte von Deutsch als Wissenschaftssprache im 19. Jahrhundert Voraussetzung für ihre internationale Bedeutung war und nicht etwa deren Folge. Jedenfalls erscheint es als kurzschlüssig, aus dem Verlust an internationaler Reichweite unmittelbar auf eine Krise des Deutschen als Wissenschaftssprache zu schließen.

### Bemerkungen zu den Sprachen Englisch und Deutsch

Meist verbunden mit der Forderung nach Mehrsprachigkeit in den Wissenschaften wird immer wieder auf sprachspezifische Ausprägungen von Realitätskonstitution und Realitätswahrnehmung verbunden mit kultureller Prägung hingewiesen, die bis in die Naturwissenschaft hinein Wirkung zeigten (z.B. Goethe-Institut u.a. 2013, 42-67; zu den Natur- und Ingenieurwissenschaften Oberreuter u.a. 2012, 143-184). Dass auch ein Wissenschaftler in der Muttersprache anders denke als in einer Fremdsprache,

wird oft unter Berufung auf Wilhelm von Humboldt und selten unter Berufung auf die viel weniger konsensfähigen Auffassungen von Edward Sapir oder Benjamin Lee Whorf geltend gemacht. Wir werden nicht versuchen, diese Diskussion auch nur zu berühren, schon weil sie überaus komplex mit Haken und Ösen gespickt ist. Hinzuweisen ist aber auf Arbeiten wie Thielmann 2009, wo Unterschiede im Kausalkonzept und der Bearbeitung von Wissen in Texten beider Sprachen herausgestellt werden, oder von Schiewe (2009, 125) zitierte Untersuchungen mit dem Ergebnis „Demnach bevorzugen deutsche Sprecher eher kommunikative Kategorien, die sich mit den Begriffen ‚Direktheit, Ich-Orientiertheit, Inhaltsorientierung, Explizitheit, Ad-hoc-Formulierung‘ beschreiben lassen,“ und sich in dieser Hinsicht von Englischsprechern unterscheiden. Eine lange Tradition hat die vergleichende Untersuchung von Aufbau und Argumentationsweise in wissenschaftlichen Arbeiten, die man kennen und beherrschen müsse, wenn man sich in einer fremden Sprache wissenschaftlich verständlich machen will (zum wissenschaftlichen Vortrag im Englischen, Französischen und Deutschen z.B. Antes 1992).

Über die Grammatik schreibt Schiewe (2009, 122): Der

[...] Vorteil einer umfassenden Verbreitung wird begleitet von Vorzügen innersprachlicher Art. Englisch, eine historisch gesehen relativ junge Sprache, besitzt vergleichsweise einfache grammatische Strukturen, was seinem Erlernen als Fremdsprache offenbar entgegenkommt.

Mit seinen komplexen Attributkonstruktionen, einer vergleichsweise freien Satzgliedstellung, seiner Bindung des Nebensatzes an Verbletz, seinem Genus- und Flexionssystem und seiner gewaltigen Wortbildungskapazität verfügt das Deutsche auch über Möglichkeiten einer Informationsstrukturierung, die selbst bei komplexen Satzstrukturen transparent bleibt (z.B. Doherty 2002; Fabricius-Hansen 2003; 2013). Für das Englische werden in diesem Zusammenhang der Ausbau des Passivs, der Progressiv mit einer Reihe weiterer Infinitkonstruktionen (König/Gast 2007) und ausgebaute Wege zur Idiomatisierung genannt. Das sind nur Beispiele dafür, dass die Ausdrucksmöglichkeiten in beiden ‚Schwestersprachen‘ insgesamt doch als ziemlich unterschiedlich zu gelten haben. Die Übersetzer wissen davon ein Lied zu singen. Schreiber in der jeweils fremden Sprache haben sich anzupassen, vielleicht ohne viel davon zu merken.

In beiden Sprachen und ausdrücklich auch im Deutschen ist nicht der geringste Hinweis darauf zu finden, dass lexikalisch oder grammatisch mit Ausbauehemmungen zu rechnen sei, die einer Verwendung in der Wissenschaft entgegenstehen (Eisenberg 2011). Was den Status des Englischen betrifft, gibt es allerdings den Streit darüber, wie weit der Lingua franca der Wissenschaft tatsächlich eine amerikanische Wissenschaftskultur inneohnt oder ob es sich nicht vielfach um einen restringierten Code handelt,

dessen Möglichkeiten weit hinter denen des Englischen zurückbleiben. Diese Diskussion kann wohl kaum mit einheitlichem Ergebnis beendet werden. Sie ist aber, wo es um Breite und Vielfalt möglicher Wirkungen des Englischen geht, von erheblichem Interesse.

### Zur Verwendung des Englischen

Der Übergang vom Deutschen zum Englischen [...] hat seinen Ort hauptsächlich in den wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Die Unterrichtssprache an den Universitäten ist – noch nicht – zum Englischen übergegangen, auch wenn dieser Prozess sich in manchen Ländern (z.B. in Schweden) und Fächern (z.B. in der Soziologie und Psychologie) bereits abzeichnet. (Schiewe 2009, 121).

Die Zahl der englischsprachigen Studiengänge in Deutschland ist hoch und steigt. Trotzdem kann keine Rede davon sein, dass bei uns inzwischen überwiegend in englischer Sprache gelehrt wird, und zwar auch dort nicht, wo der ‚eigentliche‘ Wissenschaftsbetrieb mit Tagungs-, Drittmittel- und Publikationswesen vom Englischen dominiert wird. Die gegenwärtige Praxis zeigt, dass man im Allgemeinen sehr wohl international vernetzt sein und trotzdem die universitäre Lehre auf Deutsch abwickeln kann. Dieses Faktum ist von allergrößtem Interesse, wenn es um praktische Vorschläge zum Erhalten von Deutsch als Wissenschaftssprache geht. Gehen wir ihm ein klein wenig weiter nach.

## 4 Gebrauch und Geltung

Die Ablösung des Lateinischen durch das Deutsche war von einer umfangreichen Diskussion über ihre Möglichkeit und Notwendigkeit begleitet, von der oben lediglich ein kleiner Ausschnitt wiedergegeben ist. Entscheidend für das Ingangkommen des Prozesses war, dass einzelne Wissenschaftler Gebrauch vom Deutschen machten, dass sie damit Erfahrungen über Begriffsbildung, Textsorten, institutionelle Schwierigkeiten und die Reaktion von Rezipienten gewannen und anderen zur Verfügung stellten. Die Geltung des Deutschen als Wissenschaftssprache konnte nur durch seinen Gebrauch erhöht werden. Solange der Gebrauch nicht etabliert war, konnten sprachbewertende Meinungen vertreten werden. Das Ansehen des Deutschen als Wissenschaftssprache hing an seinem Gebrauch. Das ist trivial und überaus wichtig.

Wenn wir heute über das Verhältnis zum Englischen reden, findet sich durchaus die Auffassung, der Vormarsch des Englischen sei erwünscht oder zumindest sei er unaufhaltsam, wie ja überhaupt die Verwendung

einer Einheitssprache anzustreben oder hinzunehmen sei (in aller Ausführlichkeit auch unter historischer Perspektive Trabant 2014). Überwiegend jedoch wird der Siegeszug des Englischen zumindest in der sichtbaren Diskussion über Deutsch als Wissenschaftssprache bedauert. Ein Bedauern bewirkt aber nichts, solange man sich nicht über Ansatzpunkte zum Handeln, also zum Gebrauch des Deutschen verständigt. Es geht in der Tat *nur noch* um den Gebrauch des Deutschen, denn die Diskussion hat längst bei weitem genug gute Argumente für das Erhalten von Deutsch als Wissenschaftssprache erbracht.

Unter den Gründen, die Jürgen Schiewe (2009, 119f.) in einer Umfrage unter Mitgliedern der Universität Freiburg für den zunehmenden Gebrauch des Englischen ermittelt, findet sich auch der folgende: „Viele Wissenschaftler sehen sich dem Druck ausgesetzt, Englisch als Wissenschaftssprache benutzen zu müssen. Die Mehrheit glaubt, dass ihre wissenschaftliche Karriere vom Gebrauch des Englischen abhängig sei.“ Ohne Druck und Karriereangst wäre die Bereitschaft zur Verwendung des Deutschen offenbar größer, und schlechtere Gründe als die genannten lassen sich ja für die Abwendung vom Deutschen kaum finden.

Die Mitgliederversammlung der Hochschulrektorenkonferenz hat im November 2011 Empfehlungen für eine Sprachpolitik an den deutschen Hochschulen formuliert, unter denen sich die folgende findet:

Bei Studierenden grundständiger Studiengänge erscheint es sinnvoll, zunächst die Kompetenz im Deutschen zu stärken, um ein sicheres wissenschaftliches Agieren zu ermöglichen. [...] Grundständige Lehrveranstaltungen sollte daher in der Regel deutschsprachig sein, bei Bedarf allerdings die Rezeption englischsprachiger und sonstiger fremdsprachiger Literatur einschließen. ([www.hrk.de/beschluesse/109\\_6549.php](http://www.hrk.de/beschluesse/109_6549.php); [Stand: 30.08.2012])

Hier könnte ein Ansatzpunkt liegen, den Gebrauch des Deutschen als Wissenschaftssprache zu sichern. Um seine Bedeutung zu bewerten, genügt eigentlich schon der Hinweis auf immer wiederholte und scheinbar unumgehbare Argumentationen im öffentlichen Diskurs. Auf dem Philosophischen Fakultätentag 2014 ging es auch um Deutsch als Wissenschaftssprache: „Das Gremium [...] widmet sich [...] diesem Thema: Deutsch als Wissenschaftssprache. Genauer: ihrem Niedergang.“ (Süddeutsche Zeitung vom 27.6.2014, S. 6). Und weiter heißt es nach Klagen über den Rückgang von Publikationen in deutscher Sprache: „Könnte die Politik eine Quote für deutsche Werke setzen? Als vor Jahren schon mal Forscher Alarm schlugen, beschied die Kultusministerkonferenz, dies sei ‚keine Materie, die staatlichem Zugriff zugänglich ist.‘“ Da haben wir die beiden Punkte: Die Sprache befinde sich im Niedergang und die Politik könne nichts dagegen unternehmen. Die Vorgänge im 17. Jahrhundert lehren uns das Gegenteil:

Die Sprache befindet sich nicht im Niedergang, sondern ist für die Verwendung in allen Disziplinen bestens geeignet. Ob sie tatsächlich verwendet wird, hat wenig mit ihrer internationalen Geltung zu tun, viel aber damit, wie sich der Staat dazu verhält. Staatlichem Zugriff über die Hochschulpolitik ist sie ohne weiteres zugänglich.

Wissenschaft wird in Deutschland bei weitem nicht nur und in manchen Disziplinen nicht einmal mehr vorrangig an den Universitäten betrieben, mit universitärer Lehre in deutscher Sprache nur ein Teil der Wissenschaftler erreicht. Aber die Universitäten sind der Flaschenhals, durch den der wissenschaftliche Nachwuchs hindurch muss, unabhängig davon, wo er später tätig wird. Wird Deutsch in der ersten Studienphase verbindlich, gibt es für die akademischen Lehrer fortwährend Anlass, ihre wissenschaftliche Arbeit an das Deutsche rückzubinden. Einer Internationalisierung von Forschung wird nicht geschadet, weder was die Vernetzung von Disziplinen noch was die des einzelnen Wissenschaftlers betrifft (etwas ausführlicher Eisenberg 2012). Und wo die Verwendung des Englischen vom Studienbeginn an unabweisbar ist, darf sie selbstverständlich nicht bürokratisch unterbunden werden.

Auch wenn es Anzeichen dafür gibt, dass Deutsch in manchen außeruniversitären Kontexten etwas Zugewinn hat: Die Universitäten sind der Ort, an dem das Deutsche dauerhaft und umfassend in der Wissenschaft verankert bleiben kann. Die Universitäten und damit die akademischen Lehrer sind hier in der Pflicht, so wie sie es vor dreihundert Jahren waren.

## 5 Literatur

- Antes, Peter (1992): Der wissenschaftliche Vortrag. Englische, französische und deutsche Darstellungsformen im Vergleich. In: *Publizistik. Vierteljahreshefte für Kommunikationsforschung* 37, S. 322-330.
- Doherty, Monika (2002): *Language Processing in Discourse. A key to felicitous translation*. London/ New York (= Routledge Studies in Germanic linguistics 9).
- Eisenberg, Peter (2011): Deutsch mit und ohne Wissenschaft. In: Wieland Eins/Helmut Glück/Sabine Pretschner (Hgg.): *Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprachen in Geschichte und Gegenwart*. Wiesbaden, S. 133-148 (= Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 8).
- Eisenberg, Peter (2012): Das Ende vor Augen? Über das Erhalten des Deutschen als Wissenschaftssprache. In: *Gegenworte* 28, S. 53-56. Wieder in: Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache (2013): *Die Sprache von Forschung und Lehre: Welche – Wo, für Wen?* Berlin 2013, S. 77-82.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (2003): Deutsch – eine ‚reife‘ Sprache. Ein Plädoyer für Komplexität. In: Gerhard Stickel (Hg.) (2003): *Deutsch von außen*. Berlin/New York, S. 99-112.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (2013): *Das IDS und die Tiefe der Grammatik. Ein Blick von außen*. Erscheint im Jahrbuch 2013 des IDS Mannheim.

- Goethe-Institut/Deutscher Akademischer Austauschdienst/Institut für deutsche Sprache (Hgg.) (2013): *Deutsch in den Wissenschaften. Beiträge zu Status und Perspektiven der Wissenschaftssprache Deutsch*. München.
- Junker, Gerhard H. (Hg.) (2009): *Der Anglizismen-Index, Gewinn oder Zumutung*. Paderborn.
- Klein, Wolf Peter (2011): Deutsch statt Latein! Zur Entwicklung der Wissenschaftssprachen in der frühen Neuzeit. In: Wieland Eins/Helmut Glück/Sabine Pretscher (Hgg.): *Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprachen in Geschichte und Gegenwart*. Wiesbaden, S. 15–47.
- Klein, Wolf Peter (2011a): Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der frühen Neuzeit. Von der *lingua barbarica* zur *Hauptsprache*. In: Herbert Jaumann (Hg.) (2011): *Diskurse der Gelehrtenkultur in der frühen Neuzeit*. Berlin/New York, S. 465–516.
- König, Ekkehard/Gast, Volker (2007): *Understanding English-German Contrasts*. Berlin (= Grundlagen der Anglistik und Amerikanistik 29).
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1983): *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze*. Kommentiert von Uwe Pörksen und Jürgen Schiewe. Stuttgart.
- Oberreuter, Heinrich/Krull, Wilhelm/Meyer, Hans Joachim/Ehlich, Konrad (Hgg.) (2012): *Deutsch in der Wissenschaft. Ein politischer und wissenschaftlicher Diskurs*. München.
- Polenz, Peter von (1994): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band II. 17. und 18. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Polenz, Peter von (2000): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band I. Einführung · Grundbegriffe · 14. bis 16. Jahrhundert. 2. Aufl. Berlin/New York.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch*. Tübingen (= Reihe Germanistische Linguistik 167).
- Schiewe, Jürgen (1998): *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*. München.
- Schiewe, Jürgen (2009): Warum (auch) Deutsch? Wissenschaftssprachen im Wandel. In: Aemei Koll-Stobbe (Hg.) (2009): *Versteht mich noch jemand? Sprachenvielfalt, Sprachbedrohung und Sprachpolitik in Europa*. Frankfurt a.M. u.a., S. 117–130.
- Schiewe, Jürgen (2011): Die Universität Greifswald zwischen Latein und Deutsch. Sprachreflexive Äußerungen zum Wandel der Wissenschaftssprache. In: Michael Prinz/Jarmo Korhonen, Jarmo (Hgg.) (2011): *Deutsch als Wissenschaftssprache im Ostseeraum – Geschichte und Gegenwart*. Frankfurt a.M. u.a., S. 231–243.
- Stöckl, Hartmut (2004): Typographie: Gewand und Körper des Textes. In: *Zeitschrift für angewandte Linguistik* 41, S. 5–48.
- Thielmann, Winfried (2009): *Deutsche und englische Wissenschaftssprache im Vergleich: Hinführen – Verknüpfen – Benennen*. Heidelberg (= Wissenschaftskommunikation 3).
- Thomasius, Christian (1970): Discours Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle. In: Thomasius, Christian (1970): *Deutsche Schriften*. Ausgewählt und herausgegeben von Peter von Duffel. Stuttgart, S. 3–49.
- Trabant, Jürgen (2014): *Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen*. München.
- Wolff, Christian (1973): *Ausführliche Nachricht von seinen eigenen Schriften, die er in deutscher Sprache heraus gegeben*. Mit einer Einleitung von Hans Werner Arndt. Hildesheim (Photomechanischer Nachdruck der zweiten Auflage Frankfurt a.M. 1733).